

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

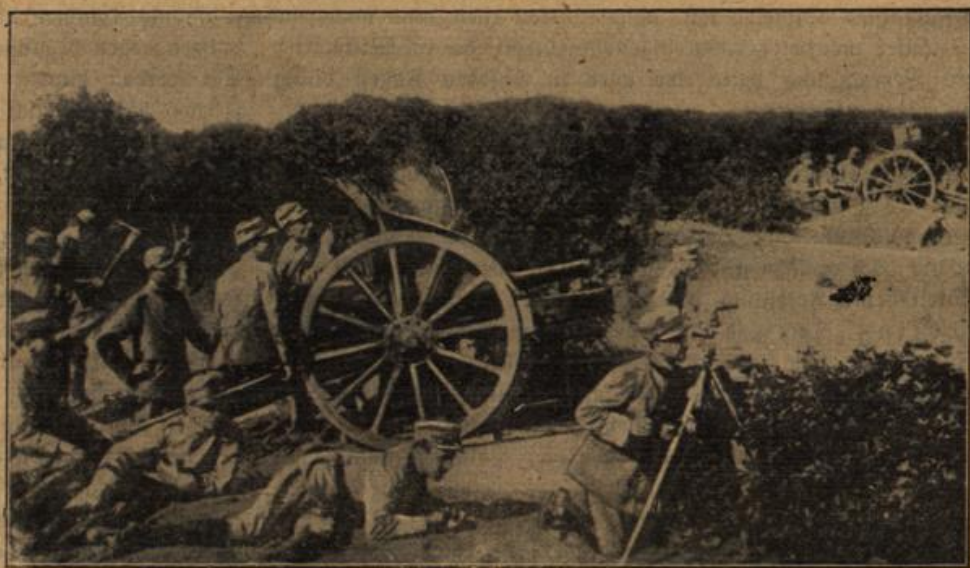


Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1915.



Nikolai Nikolajewitsch.



Eine italienische Batterie bei der Beschließung der österreichischen Stellungen am Isonzo.
Eine jener Batterien, welche die Eigenschaft haben, viel Lärm um Nichts zu machen. Eine Musterbatterie Cadorna'scher Kanoniere, die, um ihrem Chef Stoff zu amüßanten Berichten zu liefern, „Wetter schießen“.



Flugaufnahme vom Graben eines Minenstollens.



Feind in Sicht: Österreichische Patrouille im Tiroler Kampfgebiete.

Berliner Polizeigefängnisse.

Von Leo Heller.

(Mittelalterliche Vorstellungen. — Im roten Hause des Polizeipräsidentiums. — 60 000 Einlieferungen in einem Jahre. Das Tagewerk der Gefangenen.)

Wiewohl man hin und wieder in Zeitungen und Zeitschriften Schilderungen des modernen Gefängniswesens findet, die zur Genüge dartun, daß auch auf diesem Gebiete unaufhörlich Reformen vor sich gehen und das weder Kosten noch Arbeit gescheut werden, um die Existenz des Häftlings während seiner Gefangenschaft möglichst menschenwürdig zu gestalten, begegnet man in nahezu allen Schichten des Volkes noch immer längst antiquierten Anschauungen. Schon das bloße Wort „Gefängnis“ flößt den meisten Menschen Grauen ein. Sie verbinden damit Vorstellungen eines mit allen möglichen Marterwerkzeugen ausgestatteten Instituts. Es mag weniger die Furcht vor der Freiheitsberaubung selbst sein, die sie erfasst, als der Gedanke an all das Schreckliche, das sich innerhalb der Mauern eines Gefängnisses abspielen soll. Hier wirken eben auch noch jene Ausläufer menschlicher Voreingenommenheit, die im Mittelalter ihre Berechtigung hatte, die aber in unseren Tagen völlig deplaziert erscheint.

Um dazu beizutragen, diese irrigen Anschauungen zu erschüttern und das geheime Bangen vor der Zelle auf sein richtiges Maß zurückzuführen, habe ich vor einigen Tagen die Gefängnisräume im Berliner Polizeipräsidentium besucht. Ich möchte noch erwähnen, daß sich mir auf Verfügung des Direktors der I. Abteilung des Präsidentiums, Oberregierungsrates Rebling, Tore und Türen des Gefängnisses willig geöffnet haben, und daß ich unter der freundlichen Führung des Gefangenhausdirektors Teige alle Räume, die irgendwie einer Besichtigung wert erschienen, besucht habe.

Das Polizeigefängnis des Berliner Polizeipräsidentiums ist in jenem vierstöckigen Seitenflügel des roten Hauses untergebracht, der die beiden Hauptgebäude nach der Alexanderstraße und der Ditschenstraße zu verbindet. Die roten Ziegelwände mit den vielen vergitterten Fenstern und Fensterchen bieten keinen freundlichen Anblick. Da man aber beim Bau dieses Hauses nicht daran gedacht hat, an dieser Stelle irgend ein Lustschloß oder ein Luxuspalais aufzuführen, so muß man sich mit dem düsteren Eindruck, den das Gefangenhaus von außen macht, wohl oder übel abfinden. Auch ein kleiner Hof, der völlig isoliert daliegt und der von Häftlingen, die für längere Zeit im Polizeigefängnis zurückgehalten werden, zu ihren halbstündigen Spaziergängen benutzt wird, vermag in der Brust des Besuchers keine allzu freundigen Gefühle wachzurufen. Könnte der Ode und Traurigkeit dieses Ortes nicht durch ein wenig Grün, durch irgend einen Baum oder Strauch, durch ein paar Töpfchen mit Blumen oder einen kleinen Rasenleck nachgeholfen werden? An der einen Seite des Hofes ist eine Art Wandelhalle angebracht. Hier sind die Lustbedürftigen vor den Folgen des Regens geschützt.

Weit freundlicher als die Außenseite des Gefängnisses wirkt der Innenraum. Freilich steht und liegt hier alles im Zeichen des Schlüssels. Alles macht den Eindruck der Geschlossenheit. Das ganze Haus ist vom Schlüsselschloß erfüllt. Ein unaufhörliches Auf- und Zuschließen. Da gibt es keine Tür, kein Tor, kein Fenster, die offen stünden. Der Besucher pocht an eine Glastür, deren Scheiben durch Anstrich unsichtbar gemacht sind. Ein kleines Fenster öffnet sich, durch das ein uniformierter Kopf, das heißt ein Kopf mit einer Dienstmütze, sichtbar wird: ein Gefangenenaufscher. Wenn du einen triftigen Grund hast, drehst du den Schlüssel im Schloß, und du darfst eintreten. Gleich das erste Zimmer, links von der Tür, die

sofort nach deinem Eintritt neuerdings fest verriegelt, hört dem Direktor des Polizeigefängnisses Herrn Teige den alten Herrn, der gern auf alle Fragen Antwort

Herr Teige ist ein vielbeschäftigter Mann, jener, die notgedrungen seine Pension aufsuchen. Wie stark der Fremdenverkehr in seinem Hause besten durch Zahlen bewiesen. So erzählte er mir gewisse Anflug von Stolz, daß die Zahl der in das Berliner Polizeigefängnis und in den Polizeigefängnis einzig dastehe. Man hat alljährlich mit der Einlieferung etwa 60 000 Menschen zu rechnen. Im vergangenen Jahre wurden in das Gefängnis etwa 28 000 Individuen, etwa 35 000 Personen eingeliefert. In das Gefängnis kommen alle jene Personen, die von der Polizei wegen begangener Verbrechen aufgegriffen werden. Sie werden binnen 24 Stunden dem Amtsgericht vorgeführt. Gerner befinden sich im Gefängnis alle diejenigen, die wegen polizeilicher Übertretungen zu Geldstrafen verurteilt sind, die aber nicht bezahlt, sondern es vorgezogen haben, die abzusitzen. Schließlich dient das Gefängnis zur Aufnahme derjenigen Personen, die zu den „Sammeltransporten“ gehören, das heißt, die in Massen hier eingeliefert und nach dem Verhör dem Justizministerium vorgeführt werden.

Im Polizeigewahrsam werden hingegen die Personen, die wegen Bettelns, Obdachlosigkeit oder Trunksucht verurteilt worden sind. Ebenso wandern alle Frauen und Mädchen, die gegen die sittenpolizeilichen Vorschriften verstoßen haben, in den Gewahrsam.

Das gesamte Gefängnis besteht aus einer Abteilung für Männer und aus einer Abteilung für Frauen. Es sind 150 Zellen, für die Frauen 23 vorhanden.

Im Sommer wie im Winter ertönt um 1/2 7 Uhr das Glockenzeichen. Sobald die Glocke ertönt, hören die Häftlinge ihr Lager zu verlassen, ihr Bett zu machen, sich einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Jeder erhält eine Tasse Morgenkaffee serviert. Jeder erhält eine Tasse Milch, die sich in einem emaillierten Blech befindet, und eine angemessene Ration Schwarzbrot. Wie ein Arbeitszwang nicht besteht, wird arbeitsfähigen Häftlingen Gelegenheit geboten, sich während der Mittagsstunden zu betätigen. Wer mag, darf fleben. Um 1/2 12 Uhr gibt es Mittagbrot, das aus einem kleinen Fleischstück, einem Gemüse und einem kleinen Braten besteht. Während der Mittagszeit wird im Hause selbst zubereitet, wird das Mittagessen in der Volksküche geliefert. Punkt 1/6 Uhr aber ist die letzte Mahlzeit. Da erscheint wieder der Milchmann mit dem obliquen Stöckchen Schwarzbrot. Später wird zum Schlafengehen geläutet. Das ist zu Ende und die Tagbeamten wechseln ab.

Aber den Konsum an Lebensmitteln gestattet Herr Teige bemerkenswerte Aufschlüsse. Der durchschnittliche Verbrauch von Brot stellt sich pro Jahr auf etwa 2500 M. heraus, was auf eine Veranschlagung des Mittagessens 13 000 bis 14 000 M. für die Verpflegung der Häftlinge, erhalten sogenannte „Ernährungszulagen“.

der im Hause obligatorischen Kost. Wurst, Schmalz, Butter, Käse oder Butter. Einer Selbstbeföstigung des Häftlings steht nichts im Wege, sofern er sich gut führt und zur Beschaffung eigener Kost befiht. Von allen Wirtschaftsgeheimnissen verrät mir Herr Zeige noch, daß an 130000 Wäschestücke gereinigt werden. Dieses Quantum findet darin seine Erklärung, daß jedes Stück seiner Benutzung durch einen Häftling frisch über-

geben wird. Vorschriften ermöglichen es dem Direktor, seinen Pflichten ihren besonderen Wünschen soweit als nur irgend entgegenzukommen. Wie er in den meisten Fällen der Selbstbeföstigung entspricht, so darf er witzbegierige Häftlinge auch mit Lektüre versorgen. Die Bibliothek des Polizeigefängnisses ist klein und ihre Auswahl der Autoren nicht geschmacklos.

Die Art des Betriebes machte mir Herr Zeige folgen: Sobald ein Individuum zur Einlieferung gebracht wird, wird er in das Aufnahmezimmer geführt. Es gibt zwei Aufnahmezimmer, eines für Männer und eines für Frauen. Die Aufnahme erfolgt auf Grund der Akten, die von den Beamten, Polizeisekretären und Kanzlisten gemacht werden. Nach erfolgter Aufnahme, das heißt nach Einweisung der Personalien des Eingekerkerten in das Aufnahmezimmer, wird ihm alle, bei ihm etwa vorhandenen Geldbeträge abgenommen und bis zu seiner Entlassung verwahrt. Der Arrestant wird nach etwa in seinen Kleidern Waffen und Werkzeugen durchsucht. Während dieser Zeit, wenn es nötig sein sollte, in dem Desinfektionsraum gründlichen Säuberung unterzogen werden, bevor der Häftling im Baderaum. Dieses Badezimmer, das selbst beaugenscheinigte, präsentiert sich als durchgehendes Lokal, in dem sich zehn Duschapparate in räumiger Badewanne befinden. Die einzelnen Duschen sind durch starke, undurchsichtige Glaswände von einander getrennt. Zwischen diesen Wänden gibt es sogar Vorhängestühle, so daß sich eigentlich eine jede Brausekabine befindet.

Wir machen nun unseren eigentlichen Rundgang durch das Gefängnis. Das Aussehen des Stiegenhauses läßt kaum vermuten, daß sich in einem Gefangenenhause befindet. Mein Führer öffnet mit seinem großen Universal Schlüssel, der des Hauses untertan sind, eine feste Tür im ersten Stock. Wir treten in eine geräumige Halle, deren Decke das Haus bildet. Sie selbst hat zwei Etagen, auf schmalen Eisenstiegen emporsteigen muß. Und auf jeder eine schwarze Nummer. Die Führer übergehen bemerke ich an einer Tür ein kleines Tafelchen aus Pappe. Es trägt keinerlei Bezeichnung. „Was bedeutet diese Tafel?“

„Das bedeutet, daß der hier Inhaftierte noch einen Komplizen hat, der hier weiter und wieder ein solches Tafelchen in der Zelle aufhängt.“

„Hier sitzt der Komplize. Man bringt diese Tafel zu vermeiden, daß der Aufseher zwei Leuten, die nicht haben, eng benachbarte Zellen anweist. Hier, soweit es nur angeht, stets in möglicher Entfernung von einander gehalten.“

„In der anderen Tür nahm ich eine rote Tafel wahr. Das sah ich eine gleichfarbige Tafel, die an einer Zelle prangte. Nun konnte ich mir schon selbst sagen, was das bedeutet.“

„Im Spalt an einer Tür streckte sich eine Signaltafel, die in miniature jenen Signalen glich, die man in der Zelle findet.“

„Der Mann drin wünscht etwas“, erklärte Direktor Zeige. „Sobald ein Zelleninhaber die Hilfe des Gefangenenaufsehers für nötig erachtet, drückt er auf einen Knopf und der Signalarmer springt aus der Tür.“

Er schloß die Tür der Zelle auf. In dem engen Raum hockte ein junger Mann in anständiger Kleidung auf einem Holzschemmel, der uns aus verwunderten Augen anstarrte.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte der Direktor.

Wieviel mochte der gefangene junge Vogel in diesem Augenblick wünschen, er stieß aber nur ein kurzes, feindliches „Nein!“ hervor.

„Sie haben aber doch das Signal gestellt.“

„Weiß nicht!“ Ebenso kurz, ebenso barsch. Einer, der sich mit seinem Los noch nicht abgefunden hat.

Währenddem erscheint ein neuer Gefangenentransport in der Halle. Drei Männer. Zwei äußerlich verwahrloste Gefangenen mit typischen Verbrecherphysiognomien. Die gingen langsam, die Hände in den Hosentaschen, den Zellen zu, die der Aufseher für sie aufgeschlossen hatte. Der Dritte aber, der in noblen Kleidern steckte, war schnell in seine Zelle geschlüpft. So scheu und schnell, daß ich sein Gesicht gar nicht sehen konnte. Und das schien der Zweck seiner Eile gewesen zu sein: Scham, vielleicht auch Schmerz, Tränen . . .

Da war es gerade 1/2 12 Uhr. Und da erschienen die in Drilllich gekleideten Korrigenden, die hier Hausdienerdienste verrichten, und schleppen einen Riesentopf herbei, in dem eine dicke, gelbliche Flüssigkeit dampft: das Diner: heute Kartoffelsuppe! Dem Kessel zur Seite geht einer mit einem großmächtigen Schöpflöffel. Und Tür um Tür der Zellen öffnen sich ein wenig und durch jeden Spalt drängt sich eine gierige Hand, die eine Blechschüssel hält. Der Bursche taucht den großen Löffel in die gelbe rauchende Flüssigkeit und schüttet seinen Inhalt in die entgegen gestreckten Blechschüsseln, die nun eifertig zurückgezogen werden.

Der Direktor läßt mich in eine leere Zelle treten.

Ein lichter Raum von ungefähr 3 m Länge und 1,8 m Breite. Die Wände sind bis zur weißgetünchten Decke empor mit graugelber Olfarbe gestrichen. Da ist ein Eisenbett mit Matratze und zwei Decken, ein Wandschränkchen, in dem sich das Blechgeschirr und ein Gefäß für Salz befindet. Auf dem Schrank steht das blecherne Lavoir. Dann: ein Holzschemmel und neben der Luftheizung das W. C., ein echt englisches Wasserkloset. Die Spülung allerdings wird vom Gang aus besorgt.

Die Strafzellen, in die ich darauf Einblick nahm, weisen an Stelle des Bettes nackte Holzpritschen auf. „Die Strafzellen“, erklärt mein Mentor, „werden bei uns verhältnismäßig selten benutzt. Ebenso wie ich selten gezwungen werde, die sonst üblichen Hausstrafen, wie zum Beispiel Entziehung der warmen Kost oder einzelner Mahlzeiten, zu verhängen. Gott sei dank, es geht ruhig und nett bei uns zu. Trotz der großen Frequenz.“

Auf Station II waren wir dann, wo sich das Arztzimmer befindet, in dem um 11 Uhr vormittags der Arzt und um 12 Uhr die Ärztin ordinieren, die geräumigen Krankensäle usw. befinden. Im Arztzimmer steht die reich dotierte Hausapotheke.

Endlich begaben wir uns noch in den Polizeigewahrsam, der zu ebener Erde liegt. Jugendliche Personen werden dort streng von älteren geschieden. In einem großen Zimmer, in dem zahlreiche Holzbänke stehen, schritten vier Rowdies wie Löwen im Käfig durcheinander. Menschen, die sich in Freiheit befinden, mochten sie nicht leiden können, denn ihre Blicke, die sich mit unseren kreuzten, waren wenig freundlicher Art. Sie sprachen nicht mit einander, sie liefen nur wie aufgeschreckte Tiere an den Wänden entlang. Ruhe- und raslos, wie das ganze Leben dieser Vaganten . . .

Wenn wir über die kriegerischen Vorkommnisse der jüngsten Zeit Rückschau halten, dann müssen wir in erster Reihe der Veränderung gedenken, die sich innerhalb der obersten Seeresleitung der russischen Armee vollzogen hat. Der gefürchtete und bestgehaßte Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch ist nicht mehr. Was man kaum erwartet hatte, ist geschehen. Der Zar, der, wie allgemein bekannt war, zu Nikolai, dem Energischen, in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis stand, hat angesichts der dauernden Niederlagen der Russen, den Mut gefunden, Vetter Nikolai in allen Ehren seines höchsten Kommandopostens für verlustig zu erklären und ihn als General nach dem Kaukasus zu schicken. Alles in allen Ehren natürlich. Denn einigermaßen mußte ja die bitterste Pille, die Herr Nikolajewitsch in seinem großfürstlichen Leben zu schlucken bekommen hatte, verzuckert sein. Also: als der Ergeneralissimus auf dem Petrograder Bahnhof erschien, um den Extrazug, der ihn aus der Stadt der Genüsse nach der kaukasischen Wildnis führen sollte, zu besteigen, war der Zar nebst Gefolge gekommen um von dem teuren Vetter persönlich Abschied zu nehmen. Nikolai stand am Fenster seines Salottwagens und als sich der Zug langsam in Bewegung setzte, winkte er und winkte er . . . freundlich . . . freundschaftlich . . . mit einem Lächeln um die schmalen, verkniffenen Lippen. Und draußen der Zar winkte auch und auch sein Gesicht zeigte ein Lächeln, o, ein Lächeln! Was in den Seelen beider Männer während des gegenseitigen Lächelns und Winkens vorgegangen sein möchte, darüber schweigt die Chronik. Aber es war hübsch, wie man den Schein gewahrt hatte. Wenn auch die Welt diesmal minder leichtgläubig war, um den Schein für bare Münze zu nehmen.

Darüber, wie Großfürst Nikolai bei seinem Herrn und Kaiser in irreparable Ungnade fiel, weiß die „Berliner Morgenpost“ folgendes zu erzählen:

Geheime Beratungen, die in Moskau in der vorigen Woche abgehalten wurden und deren Tragweite noch gar nicht zu übersehen ist, hatten sich auch mit der Frage des Armeesoberbefehls befaßt. Man kam dort zu der Überzeugung, daß zu außerordentlichen Mitteln gegriffen werden müsse, da die jüngsten größeren Niederlagen vor der Bevölkerung nicht mehr zu verbergen seien und Nachrichten von steigender Entmutigung des Volkes in erschreckend großer Anzahl einlaufen. Die Leiter der Beratungen Konowalow und der Oberbürgermeister von Moskau Tschelnolow waren es, die zuerst den Vorschlag machten, der Zar solle sich an die Spitze seines Volkes stellen und dadurch den Mut des einfachen Mannes entfachen. Dieser Mos-

kauer Geheimbeschluss wurde durch General 31. August dem Zaren unterbreitet.

Die zur Untersuchung des Falles Suchomlinow Untersuchungskommission hatte ihre Arbeit beendet. Die sieben Kommissionsmitglieder hatten vier, Reichsratsmitglied Waransfret, Senator Pognikow dafür gestimmt, daß Suchomlinow wegen erniedrigter Stellung unter Anklage gestellt werde, während die übrigen Kommissionsmitglieder für Fortsetzung der Untersuchung stimmten. Der Zar hat diesen Beschlusserhöhend in beiden Gruppen höchst intimen Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem früheren General befürwortet. Tatsächlich, wie die Generalarmee und die Bevölkerung bittern mühten, davon erfahren.

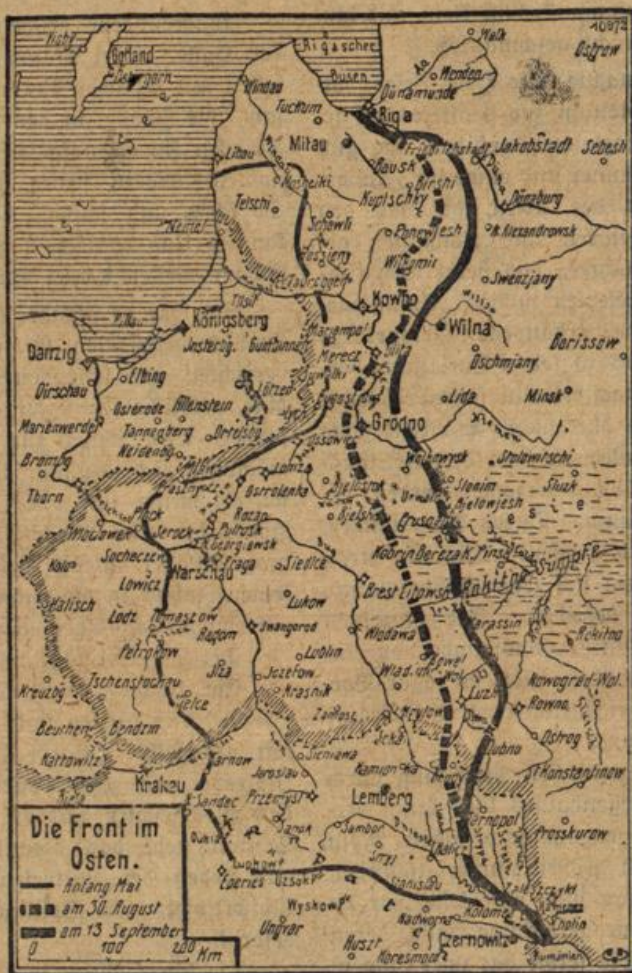
Auf welche Weise Nikolai von allen Gängen erfahren wurde, ist unbekannt, aber es ist bekannt, daß der Zar ein Generalissimus, sich bitter über die Lage schwerte, den General

Kriegsminister warnte, der mit einer revolutionären zum Diktator auf gegen General Suchomlinow und schließlich weigerlichen Entlassung zurückzuziehen, die Schriften dieses zirkulieren in intimen Kreisen.

Zugs darauf fand ein Ministerrat am 1/9 bis 12 Uhr ab. Im Namen der Kriegsminister Pognikow 1 1/2-stündige Rede Appell an den

formell an die Spitze der gesamten bewaffneten Armee. Im Weigerungsfalle wurde erklärt, würde das Ministerium, mit Ausnahme der Herren Gorenko und Esamarin gleichzeitig den Abschied einreichen. Der stehender Gewährsmann teilt mit, daß Suchomlinow mühsam dazu zu bewegen war. Erst kurz vor der Beratung erklärte er seine Bereitwilligkeit.

Unmittelbar darauf wurde am selben Abend der Restriptionsaufgehebt. Am vorigen Sonntag fand im Winterpalais unter dem Vorsitz des Zaren eine Sitzung des gesamten Ministerrates die historische Sitzung mit hundert eingeladenen Staatsräten, Dumamitgliedern und Großindustriellen statt, zu der auch liberale Regierungsgegner wie Stachowitsch, Suchomlinow Einladungen erhalten hatten. Zuerst wurden gewissermaßen offiziellen, für die große Öffentlichkeit Reden gehalten, dann folgte eine intimere Aus-



Karte der Front im Osten.

Die Karte veranschaulicht die Schlachtfrenten vom Anfang der allgemeinen Offensive, Ende Mai, vom 30. August und vom 13. September 1915.

den Anwesenden mit-
te habe den Abschied des
Generalissimus
nehmen und begeben sich
Polen hauernd ins Haupt-
Mit den denkwürdigen
Ihr habt in meiner
eendelzeit meine Krone und
Groß zu hüten“ übergab
dem Kriegsminister
rwieles und dem Justiz-
die Stwostow je ein unter-
der Exemplar des Re-
Dies das tags darauf ver-
hoben werden sollte und
den am selben Abend ins
nen hier ab, das sich ge-
n angeblich in Molo-
eren Nordwestlich von Minsk,
Latschall.

Herrn
Voll Kräfte, die von den
ten, hieren in unsere
en. ren, haben durchweg
e We gebracht, die uns
allen weiteren Verlauf der
hren Zufriedenheit erfüllen
aber deutsch-österreichische
n Te auf russischem Boden
us, haltfam von: Aller-
ber die Stücken Ostgalizien, das der Feind noch immer
n Je Rest seiner beträchtlichen Siegesbeute von einst be-
lister will nicht allzu leicht zurückerobert sein. Um
mit herum haben sich die Russen noch einmal zu schweren

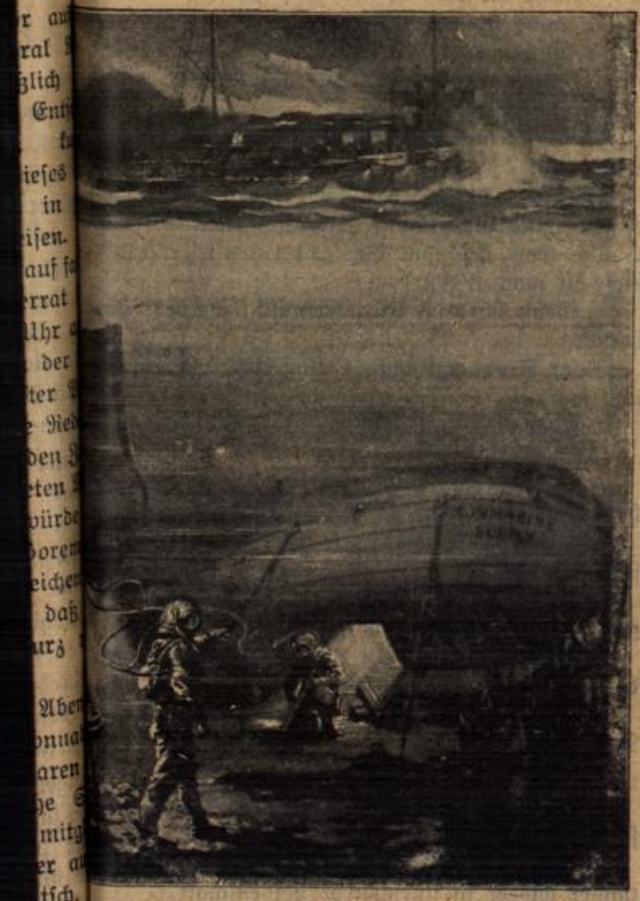


Deutsche Kunst im Kriege.

Prof. Kraus (Berlin) legt die letzte Hand an eine Madonnen-Büste, zu welcher der Generalfeldmarschall auf dem Kriegsschauplatze Modell geseffen hat.

Anstrengungen aufgerafft. Unter
ungeheurem Menschenaufwand
geht es gegen unsere Stellungen
los. Soldatenmassen wälzen
sich herüber, um den festen Damm
der Unseren gewaltsam zu
sprengen. So intensiv aber auch
alle Angriffe sind und so tapfer
— das muß der Gerechtigkeit
willen anerkannt werden, der
Muschik sein Leben in die
Schanze schlägt — das Jagt aller
Stürme ist, daß sich die Russen
stets nach außerordentlichen
Verlusten zurückziehen müssen.
— Unterdessen bereitet sich die
russische Regierung vor, Ri g a
zum Empfang der Deutschen
fertigzumachen, d. h. man eva-
kuiert die Zivilbevölkerung und
schleppt alles, was nicht niet-
und nagelfest ist, ins Innere
des Landes. Offiziell sind es
natürlich wiederum „strategische
Gründe“, die zur Räumung
Rigas veranlaßten.

An der österreich-italienischen
Grenze herrscht der Status quo
ante. Die Italiener kommen
sehen und laufen. Das werden
sie solange tun, bis die Natur ihren Leidenschaften einen Niegel
vorschieben wird. Früher als anderswo beginnt in den Grenz-
gebieten der Winter. Und Frost und Schnee zeigen das unbillige
Verlangen, die Soldaten in warmer Kleidung zu begrüßen.



Phantastie: Eine Unterseebootsstation nach englischer
Darstellung.
von deutschen U-Bootstationen wird in England
angenommen und dem Publikum bildlich vorgeführt.



Vom österreich-italienischen Kriegsschauplatz.
Italiener bauen auf einem Abhang Schützengräben und verdecken diese mit Zweigen.

Gyula Kossolany.

Skizze von Hanns F. Schaffelhofer, Wien.

Gyula Kossolany war ein geborener Ungar. Er stand im zwanzigsten Lebensjahre. Leider war er brustkrank. Leider deshalb, weil er ein hübscher, intelligenter Mensch war, der in keinem Falle ein solch bitteres Schicksal verdiente. Seine tief-liegenden blau-grauen Augen bildeten einen seltenen Kontrast zu seiner interessant blassen Gesichtsfarbe. Sein Gang war etwas gebückt, müde und schleppend, nervös, unzufrieden und ungeduldig, aber im Grunde genommen mußte ihn jedermann lieb gewinnen.

Gyula Kossolany hatte auch eine Braut wie alle jungen Leute. Ein allerliebstes herziges Mädchen mit zuckersüßen Lippen und reizenden Augen.

Sie war eine geborene Italienerin aus Mailand und studierte auf der Wiener Universität.

In der ersten Zeit des Krieges wanderten beide täglich Arm in Arm über den Opernring, Burgring, Franzensring und Schottenring bis hinunter zum Deutschmeisterdenkmal . . .

So auch heute . . .

Und neben ihnen flutete ein ungeheurer Menschenstrom, stoßend und drängend . . .

Die Nacht war herabgesunken. Eine lauwarme, still-süße, lauschige Sommernacht . . . Viele Sternlein zuckten am Himmel, bebten und zitterten und schienen sich mit den Menschen zu freuen . . .

Ein ungeheurer Menschenstrom wälzte sich über den Schottenring hinunter zum Deutschmeisterdenkmal . . . Jubelnd und singend . . . Buntfarbige Lampions wurden auf langen Stöcken in der Luft geschwenkt . . . Schwarzgelbe und rotweiße Flaggen und Flaggen mit den deutschen Nationalfarben flatterten im Winde . . . Wie das Tosen der Meeresbrandung brausie ein unendlicher Jubel durch das Volk und pflanzte sich wie dräuendes Sturmeswehen weiter und weiter . . .

„Schabaz! eingenommen, Lüttich von den Deutschen besetzt . . .“

So ging es von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr.

Und all die tausend und abertausend Menschen fielen ein in den brausenden Jubel, da war kein Mund, der nicht eingestimmt hätte in den tosenden Beifallssturm eines ganzen Volkes, da war kein Auge, das nicht vor Freude gegläntzt hätte ob der herrlichen Siege der verbündeten Truppen.

Und erst vor dem imposanten Deutschmeisterdenkmal! Da spielten sich begeisterte Kundgebungen ab! Der Sockel des hohen Denkmals wurde mit duftenden Blumen, mit funkeln den Lampions und mit flatternden Flaggen geschmückt . . .

Gyula stand mit seiner Braut eng umschlungen in nächster Nähe des Monumentes.

Als durch die Menschenmenge das begeisterungsvolle Lied „Heil dir im Siegerkranz“ ging, da stimmten auch sie kräftig mit ein.

„Du, Silvia, wie schön wär's, drunten im Süden mittun zu können,“ sagte Gyula zu dem an seinem Arme hängenden Mädchen und blickte dabei sehnsuchtsvoll auf die hohe, bronzene, wie gegen den Feind anstürmende, krampfhaft die Zähne in der Hand haltende Gestalt des Deutschmeisters, welcher das Denkmal bildet.

Silvia schmiegte sich fester an ihren Geliebten und entgegnete:

„Gyula und an mich, was ich ohne dich tun würde, denkst du nicht?“

„Du? Bist du die Einzige jetzt, die ihren Geliebten entbehren müßte? Gibt es nicht so viele Millionen, möchte ich sagen, die dem Rufe ihres Kaisers folgen und die Geliebte allein zu Hause lassen?“

Da ließ Silvia ihr Köpfchen hängen und schwieg.

Gyula fuhr fort:

„Silvia, alle meine Freunde, zwei meiner Brüder und ein Cousin stehen im Felde und kämpfen fürs Vaterland und ich . . . ich muß zurückbleiben!“

Er hätte am liebsten seinen Seelenschmerz in die jubelnde Menschenmenge hineingeschleudert

Gyula stürmte mit vor Hitze glühenden fliegenden Haaren in die kleine Wohnung Silvia's. „Süßes Mädel, ich muß am fünften Oktober gehen,“ rief er jubelnd und reichte seiner Braut einen Bogen.

Dieselbe las die Stellungsvorladung, reichte wieder zurück und blickte lange, lange ins Leere.

„Gyula, du bist doch krank,“ sagte sie endlich. Der Angesprochene zuckte zusammen.

„Krank? — — Richtig, daran hatte ich gar nichts.“

Wenn du assentiert wirst, bedeutet das Deine

Gyula blickte das Mädchen verständnislos an. Und sein Kopf sank dabei immer tiefer und schmerzende Brust . . .

Assentkommission.

Aufgeregtes Getöse der Leute.

Namen nach Namen werden ausgerufen.

Das ist ein ewiges Kommen und Gehen.

Und in jedem Gesichte ist die fieberhafte Erwartung, welche die Gemüter beherrscht.

„Gyula Kossolany!“

Der Befragte springt auf und eilt zu einem Tische.

„Wie alt?“

„Zwanzig Jahre!“

„Beruf?“

„Schriftsteller!“

„Vater heißt?“

„János Kossolany!“

„Zuständig?“

„Nach Nagybarad im Bihar Komitat.“

„Anreihen!“

Fünf Minuten darauf steht Gyula Kossolany als Stabsarzt.

Derselbe blickt den jungen Mann eine Weile an, er die Hand und macht eine abweisende Gebärde. Gyula, daß bei ihm die „Rekrutensträucherln“-Geschäft machen würden.

„Wenn ich mich kriegsfreiwillig melde?“ preßt er hervor.

Der Stabsarzt lächelt bloß, schüttelt verneinend und sagt:

„Nächster!“

Gyula geht.

„Nicht geeignet,“ sagte einer der bei der haltenden Soldaten.

Krampfhaft preßt Gyula die Lippen zusammen sich rasch an.

Auf der Straße angelangt, sieht er viele junge Mannschaften mit flimmernden Sträußchen am Kopf.

Sehnsüchtig, wie ein kleines Kind, blickt er auf den und singenden Gruppen.

Dann wendet er sich ab und geht gebückt, wie ein Mann, seines Weges.

„Silvia, sie haben mich nicht behalten,“ sagte er schwer und müde auf einen Sessel.

Da sank ihm das Mädchen um den Hals und immer wieder in stürmender Leidenschaft.

Als sie aber in zärtlicher, schmeichelnder Weise Kopf emporhob, da rollten große Tränen über seine Wangen.

Geflügelte Kriegsworte.

Nerven hat", und "Je rücksichtsloser ein Krieg geführt wird, desto humaner ist er." Auch die spartanerhafte Depesche des Gouverneurs Meyer-Waldeck von Tjingtau: "Eintrete für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste," das Wort des stellvertretenden deutschen Reichskanzlers Dr. Delbrück im Reichstage am 22. März: "Wir alle müssen umlernen!", und schließlich die Zeile aus dem bekannten "Liedgesang": "Wir haben alle nur

einen Feind: England!" werden die Zeit überdauern, in der sie gesprochen wurden.

„Ricinus“.



„Ich habe festgestellt, daß es weder in Belgien noch in Frankreich einen Ort mit Namen Ricinus gibt und dabei schreibt hier in einem aufgefangenen Feldpostbrief ein gewisser Huber, daß er und sein Freund Sepperl Ricinus eingenommen hätte. So lügen die Deutschen ihre Erfolge zusammen.“

Semper-Fren, hoch- und wohlgeborne Freiherren, hochedelgeborene, wohlledle, gestrenge, hochbenamte, hochgelahrte, gnädige und hochgeehrte Herren; wie auch hochgeborenes, hoch- und wohlgeborenes, hochedelgeborenes, wohlbeles, hoch-, ehr- und tugendreiches, gnädiges und hochgeehrtes Frauenzimmer!" Und dieser Unsinn wurde gesprochen!

Beitrag zu der Ge-
schichte des ‚Wohl-
geboren‘ usw.

Eine gröteskere Ver-
wendung der Höflichkeits-
schmörkel, als deren in
früherer Zeit tatsächlich
in allem Ernste gemacht
worden, läßt sich wohl
kaum im Scherze er-
finden. Nur ein Beispiel:
Dr. E. von Hohenstein
leitete seine bei dem
Leichenbegängnis des
verewand Hochedelge-
borenen, Gestrengen und
Hochbenannten Herrn
Christians von Hof-
mannswaldau", des be-
kannten schlesischen Dich-
ters, gehaltene „Lob-
rede" mit folgender An-
sprache an die Trauer-
versammlung ein: Hoch-
geborner Graf, des heil-
igen römischen Reichs

el-Ecke

Aufgabe.

Der der beistehenden
mit den Buchstaben
g, i, l, l.

r			
a	r		
		a	r

1) zu besetzen,
Reihen be-
stehende Land-
schaft in Frankreich,
in der Vespier im
nordbritische Stadt
Stadt in Spanien,
Hallenlandschaft in

Erziehung, Bemerke

Bilderräthsel.



Lösung: Verwendete Zeit ist dasin, gebrauchte Zeit ist Leben.

Zusatzangabe.

Feld—, Berg—, Land—, Mai—,
Feld—, Holz—.

Wenn man an Stelle der Striche Hauptwörter setzt, welche in Verbindung mit den obigen neue bilden, so ergeben die zu suchenden Wörter in ihren Anfangsbuchstaben einen weiblichen Namen.

König: Gelbmaus, Bergant,
Lambert, Wratrant, Gelsherr, Gold,
art. — Wartha.

Buchstabenrätsel.

Die Punkte sind so mit den Buchstaben 3 a, 1 b, 6 e, 1 g, 2 i, 4 l, 8 m, 1 p, 2 r, 4 f, 1 t zu besetzen, daß die wagerechten Reihen folgendes bezeichnen: 1. einen Alpenpaß in der Schweiz, 2. ein Werkzeug, 3. ein Vorbild, 4. einen weiblichen Namen. — Die Anfangsbuchstaben der Wörter lauten gleich der obersten Reihe.

Erziehung: Grunzel, Wapfel, Gabel,
Metta, Com, Es, R.

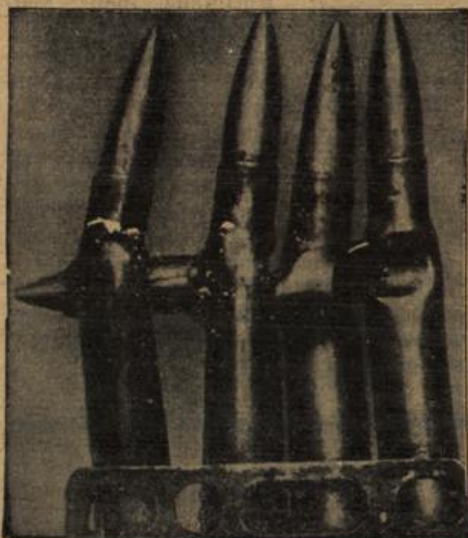


Der älteste Tiroler Standschütze.

Michael Senn, der kürzlich seinen 70. Geburtstag feierte, ist der älteste der vielen Tiroler Standschützen. Er war es, der den ersten Schuß auf den italienischen Feind abgab.

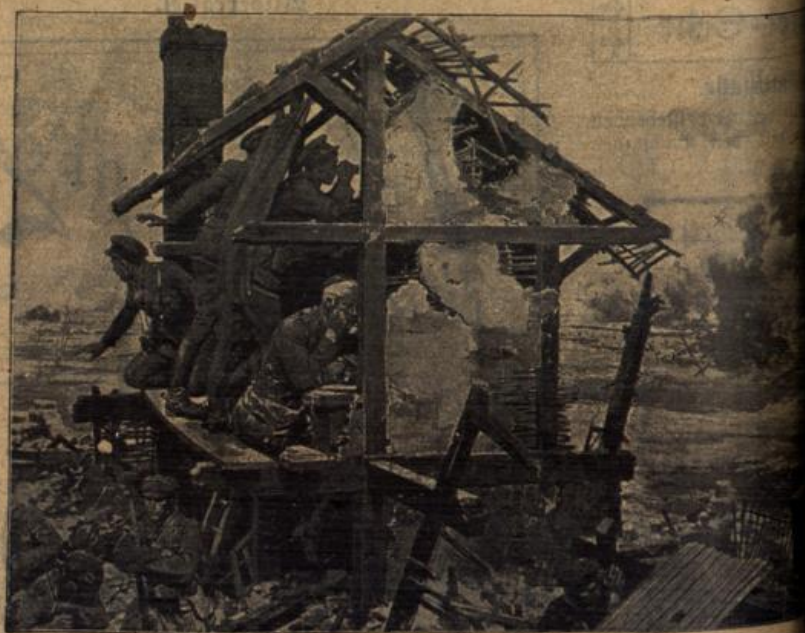


Kriegshilfe der Frau.
Frauenarbeit in einer englischen Munitionsfabrik.



Merkwürdige Treffer.

Oben: Vier englische Patronen durch eine deutsche Gewehrfluge durchbohrt. Unten: Augen, die sich in der Luft trafen, sind fest zusammengeschweißt worden.



Vom Kampfgebiete des Westens.

Vorgeschobener englischer Beobachtungsposten auf dem westlichen Kriegsschauplatz.